

Vorwort

Ein Buch über den Hebräerbrief zu schreiben, lag mir lange Zeit fern. In den Jahren als Lehrender und Lernender an der Universität habe ich mich mit ihm nur in Überblickveranstaltungen beschäftigt, auch wenige Textpassagen intensiver beachtet, aber einen wirklich verstehenden Zugang zu ihm nicht gefunden. Nachdem mein Buch über die Entstehung des Christentums abgeschlossen war, hat es mich dann doch gewurmt, diese relativ umfangreiche Schrift als einen weißen Fleck auf meiner neutestamentlichen Landkarte eingestehen zu müssen. Zum Willen, das zu ändern, hat sicherlich ein Zufall beigetragen. Ein junger Mann, der über den Hebräerbrief arbeitete, sagte mir nach meinem Vortrag über das Thema des Christentum-Buches, der Hebräerbrief würde da gut hineinpassen. Zunächst wollte ich diesen „weißen Fleck“ nur für mich erkunden. Ich bin so vorgegangen, zuerst den Hebräerbrief im Ganzen sorgfältig zu übersetzen. Dass gründliche Übersetzungsarbeit eine wichtige und hilfreiche Voraussetzung für das Verstehen fremdsprachiger Texte ist, erscheint gewiss als Binsenweisheit. Mir ist ihre Bedeutung noch einmal besonders bewusst geworden bei meiner Mitarbeit an der „Bibel in gerechter Sprache“. Meine Übersetzung des Hebräerbriefes steht am Beginn dieses Buches. Die Lesenden sollen die Möglichkeit haben, einerseits in der Darstellung behandelte Abschnitte schnell nachzuschlagen und andererseits meine Übersetzung zusammenhängend mit anderen Bibelübersetzungen vergleichen zu können. Nach dem Übersetzen bin ich den gesamten Text Satz für Satz durchgegangen und habe dabei aufgeschrieben, was ich verstanden oder auch nicht verstanden habe. Dabei und danach habe ich nach Punkten gesucht, von denen her sich diese Schrift im Ganzen verstehen ließe. Was ist das Problem, das den Verfasser eine so lange Darstellung mit im Neuen Testament singulärer Thematik schreiben ließ? Was bietet er als Lösung an? Wer sind die intendierten Leserinnen und Leser?

Dabei hat sich mir eine mögliche historische Verortung ergeben, die mir einen Zugang zu dieser Schrift bahnte. Von daher meinte ich dann auch, ein Buch schreiben zu können. Es geht mir dabei nicht primär um eine – immer nur hypothetisch bleibende – historische Annahme. Sie soll dazu verhelfen, diese Schrift zu *verstehen*. Sie ist ja gewiss nicht vom Himmel gefallen, sondern unter bestimmten Bedingungen in bestimmter Absicht verfasst worden.

Im Hebräerbrief ist der Bezug auf den biblischen Versöhnungstag dominant; im Blick auf ihn gilt Jesus als „Hohepriester nach der Ordnung Melchisedeks“. Diese kultische Deutung Jesu führte mich zu der These, sie sei die Antwort des Verfassers auf das Problem, dass aufgrund der Zerstörung des Tempels der Versöhnungstag dort nicht mehr vollzogen werden konnte, wie er biblisch vorgeschrieben ist.

Von diesem Problem sah sich auch das rabbinische Judentum, wie es sich nach dem jüdisch-römischen Krieg bildete, herausgefordert und fand Antworten

darauf. Sie wurden bestimmend für das Judentum bis heute. Das versuche ich in eingeschobenen Abschnitten in anderer Drucktype anzudeuten.

Daneben finden sich in kleinerer Drucktype und eingerückt Exkurse, die sich zum Teil auf Philon aus Alexandria beziehen. Der Hebräerbrief wird weithin in dessen geistigem Umfeld angesiedelt. Warum sich mir das nicht bestätigt hat, wird in diesen Exkursen exemplarisch aufgezeigt.

Was ich nicht biete, ist die Auseinandersetzung mit der wissenschaftlichen Literatur. Nicht, dass ich nicht anderes gelesen und nicht von anderen gelernt hätte, wenn auch gewiss zu wenig. Das liegt nicht zuletzt daran, dass die theologische Bibliothekslage in Braunschweig ungleich schlechter ist als in Bochum. Was die Lust zur Auseinandersetzung angeht: Die habe ich lange gehabt und geübt, zuletzt bei der Arbeit an der dritten Auflage als einbändige Neuausgabe meines Johanneskommentars (erschienen 2019). Das hat mich anderthalb Jahre gekostet. Man möge mir mein Alter zugutehalten, dass ich nun keinen Willen mehr habe, Zeit und Kraft für Grabenkämpfe in Anmerkungen mit Kolleginnen und Kollegen aufzubringen.

Dazu doch noch ein Letztes: In Ernst Käsemanns Buch zum Hebräerbrief steht folgender Satz über die Aufzählung der „Wolke von Zeugen und Zeuginnen“ in Kapitel 11: „Jedenfalls läßt es sich nicht vorstellen, daß ein Christ oder eine christliche Gemeinschaft eine mit der Makkabäerzeit abschließende Geschichte des Glaubens verfaßt.“ (Das wandernde Gottesvolk. Eine Untersuchung zum Hebräerbrief, Göttingen ⁴1961, 117) Das Vor-Wissen darüber, was „christlich“ verfasst werden kann, verdeckt hier die mögliche Einsicht in eine Zeit, in der diejenigen, die sich später „Christen“ nannten, an den Messias Jesus glaubende Juden und Jüdinnen waren und das, was sie zu sagen hatten, noch eine jüdische Möglichkeit. Im Laufe meiner Arbeit am Neuen Testament habe ich Ernst Käsemann in wesentlichen Bereichen widersprochen und tue es jetzt auch beim Hebräerbrief. Dennoch denke ich an ihn in Verehrung und mit großem Respekt als meinen neben Philipp Vielhauer wichtigsten Lehrer. Ich wiederhole hier in Variation, was ich vor über vierzig Jahren im Vorwort zu meinem Johannesbüchlein geschrieben habe. Von ihm habe ich nicht zuletzt gelernt, dass sich Schülerschaft in unserem Fach nicht im Nachsprechen von Thesen zeigt, sondern im immer wieder neuen Versuch des Verstehens neutestamentlicher Texte. Herrn Florian Specker vom Verlag Kohlhammer danke ich herzlich für die schnelle Bereitschaft, mein Manuskript in das Verlagsprogramm aufzunehmen, sowie für seine Vorbereitung der Drucklegung und die dabei einmal mehr erfahrene angenehme Zusammenarbeit.

In größerem Maß vermissen musste ich beim Schreiben dieses Buches krankheitsbedingt die bewährte Mithilfe meiner Frau Helga.